

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 204.

Freitag, 2. September

1927.

(S. Fortsetzung.)

Das grüne Monotel.

Roman von Guido Kreuer.

(Nachdruck verboten.)

Er war gesund, stark, lebenshungrig. Er hatte die Bierzig noch nicht erreicht. Besaß ein disponibles Vermögen von annähernd einer halben Million Mark. Sein ständiger Diplomatenpaß öffnete ihm die Schlagbäume aller Länder Europas. — Wenn er morgen früh zur Bank fuhr, von dort ohne Verzögerung zum Tempelhofer Flughafen — ein paar Stunden später konnte er in Amsterdam, in London, in Paris, in Zürich sein. Man würde ihn nicht verfolgen, sondern ängstlich jeden Eklat vermeiden, stillschweigend die Affäre in der Versenkung verschwinden lassen und den Namen Traß mit einem Ahseljuden aus der Reihe der Lebenden streichen.

Was tat's schon groß? Und wo stand geschrieben, daß das unerbittlich starre Dogma altpreussischen Ehrbegriffs das alleinigmachende Evangelium aller Menschheit war? Wenn man dafür das unsägbare Glück eintauschte: im Sonnenlichte wandern und atmen und weiterleben zu dürfen?!

„Tu Geld in deinen Beutel, dann liegen alle Wege offen“, hatte Shakespeare gesagt.

Eine halbe Million disponiblen Vermögens —

Und irgendwo da draußen in der Welt, weit hinter den Grenzpfählen Deutschlands, mußte es einen Winkel geben, wo man geborgen war und wieder Lebensmut und Daseinsfreude gewann — wenn nur erst verwundet war, womit man dies feig erschlichene Weiterleben bezahlte hatte.

Nur leben, überhaupt leben dürfen!

Stammte nicht sogar von dem Marshall Ney, dem Tapfersten der Tapferen, das Wort:

„Wer ist der Hundsfott, der von sich sagen darf, ich habe noch nie Angst gehabt?“ Also wenn man —

Doch es war nur ein letztes Ausbäumen animalischen niedrigen Kreaturentriebes, das sofort vor dem verächtlichen Lippenzucken des Botschaftsrats von Traß kraftlos in sich zusammenbrach!

Pfui Deuvel — daß einem solch Lumpenkrum überhaupt hatte durchs Gehirn huschen können!

Nee, — man ging nach Hause, schoß sich eine Kugel durch den Schädel und erledigte damit die Episode eines Daseins, das durch die heimtückische Infamie der Verurteilung im Dreck geendet war.

Den Letzten heißen die Hunde. Und Christa Barell — äh, nicht mehr daran denken! —

Die kühle Sommernacht des September spannte ihr tiefblaues Firmament über die Riesenstadt. Leiser Regenwind hatte sich aufgemacht, strich zärtlich über die weiten Rasenflächen und bog rauschend die Kronen der Tiergartenbäume gegeneinander, als Henner von Traß sich in den dunkeln Parkwegen verlor.

Seine Wohnung lag drüben in der Roonstraße am Königsplatz. Es eilte ihm nicht. Ob er eine halbe Stunde früher oder später heimkehrte — der Tod wartete schon geduldig, wenn ein Opfer ihm sowieso nicht mehr entrinnen konnte.

Der Botschaftsrat tat Schritt um Schritt. Allerlei seltsam schemenhaftes Leben webte ringsum. Männer schritten dicht an ihm vorüber und murmelten etwas Unverständliches. Auf den Bänken presste sich

heißes, junges, glückversunkenes Leben daseinstrunken aneinander. Irgendwo aus einer schwach beleuchteten Allee bligten die neujilbernen Tschakossterne einer Sipo-patrouille auf. Ein Pennbruder lag schlafend halb unter ein Gebüsch geschoben. Drüben von den Zelten wehten abgerissene Musikknoten des Schlusmarsches herüber. Und einmal zwitscherte leis ein träumender Vogel auf.

Henner von Traß aber zuckte jählings ein Gedanke durch das Hirn — ein so vernichtender Argwohn, daß er ruckhaft den Schritt verhielt und spürte, wie ihm das Herz hoch oben in der Kehle hämmerte.

Wie — wenn sie ihm nun überhaupt nicht Zeit ließen bis morgen früh, sondern gegen ihn Fluchtverdacht hegten? Und kam er heim, dann warteten schon ein paar Kriminalbeamte und erklärten ihn für verhaftet? Damit besaß er dann ja keine Möglichkeit mehr, durch einen freiwilligen Tod der öffentlichen und disziplinarischen Diffamierung zu entinnen. Ein Untersuchungsfangener war er damit. Die Presse schleifte seinen Namen als den eines Landesverrätters durch alle Gassen.

Und — tausendfach verhängnisvoller noch — auch Christa mußte dann als Opfer fallen. Ihre überstürzte Abreise — jetzt erst das Geheimnis weniger — würde bekannt und mit dem Altdiebstahl in Verbindung gebracht werden. Man alarmierte alle Grenzstationen, gab ihr Signalement allen Polizeipräsidenten der großen Städte des Kontinents. Suchte sie durch Zeitungsartikel und Steckbriefe. Legte irgendwo Hand auf sie. Schaffte sie zurück. Folterte sie durch Verhöre. Stellte sie vor Gericht. Konfrontierte sie mit ihm. Blieb erbarmungslos, bis sie seelisch und körperlich niederbrach und ihr Verbrechen eingestand, um dann für Jahre hinter Gefängnismauern —

Aburde Ausgeburt überreizten Gehirns? Man würde im Gegenteil jedes Aufsehen streng zu vermeiden streben? Der Unterstaatssekretär Dr. Heinjens — ja, der vielleicht. Doch konnte nicht irgendeine nachgeordnete Stelle aus dienstlichem Überzeißen den Stein schon ins Rollen gebracht haben? Wußte er überhaupt, was heute im Laufe des Tages vielleicht alles schon geschehen und angeordnet war?

Vielleicht? Nein — sicher sogar!

Und was noch vor Sekunden groteske Unmöglichkeit erschienen, das war jetzt bereits zu unerwiderlicher Überzeugung geworden:

Sobald er den ersten Schritt in seine Wohnung tat, erklärten sie ihn für verhaftet!

Doch sie würden keine Gelegenheit dazu finden. Er kam ihnen zuvor. Er entzog sich solcher Schmach.

Scharf spähend sah er sich um.

Die Musik in den Zelten war längst verklungen. Todeinsam reckten sich Wege und Alleen. Irgendwo in der Nähe erlosch das Knattern eines Autos. — Aber da — dort drüben schmiegte sich eine leere Bank in das Blattgewirr niedriger Haselsträucher.

Henner von Traß strebte ihr entgegen. —

„Nein! Um Gottes willen — nein! Tun Sie es nicht!“

Und ehe Henner von Traß noch eine abwehrende Bewegung hätte tun können, fühlte er seine Rechte, die den Lauf der Repetierpistole schon gegen die Schläfe gepreßt hielt, herabgerissen.

Die Waffe entglitt seiner Hand und schlug zu Boden. Jäh von der Schwelle zwischen Leben und Tod zurückgerissen, starrte er wie betäubt die Frau an, die, gleichsam aus der Nacht geboren, plötzlich vor ihm stand — so dicht vor ihm, daß er den aufsteigenden Duft irgendeines schweren exotischen Parfüms spürte.

In dieser Stunde vor Tag und Tag vermochte er nur die Umrisse ihrer Gestalt zu erkennen. Das Gesicht nicht. Das blieb im dämmerig Ungewissen. Ein blaß konturierter Schimmer, aus dem ihm das Zrisieren großer, dunkler Augen entgegenflimmerte.

Er war aufgesprungen.

Für den Bruchteil von Sekunden verlor er die Beherrschung.

Ein Fluch drängte sich über seine Lippen.

„Deuvel nochmal, woher —“

„Um Christi willen — was wollten Sie tun?“

„Ich muß dich ersuchen —“

„Oh — nicht! Bitte, nicht!“

Das war nicht die Stimme irgendeiner obdachlosen Straßenbirne, die raubwitternd durch das Dunkel des Tiergartens strich — das war die Stimme einer Dame. Taumelnd in der sinnlosen Erregung des Augenblicks, flatternd wie ein gefangener Vogel im Netz, flehend wie eine inbrünstige Beschwörungsformel.

Eng hatte die Fremde das kostbare Chinchilla-Cape um sich gezogen. Zwischen dem halb auseinanderfließenden Kragen blühte das schneeige Weiß nackter Schultern.

„Ein Zufall, daß ich zu solcher Stunde diese Wege passiere. Aber vor wenigen Minuten erlitt mein Auto unterwegs auf der Rückfahrt vom Theater Reifenschaden. Dort drüben liegt es. Ich aber wollte die letzte Strecke zu Fuß gehen. Um diese Zeit begegnet man ja sonst keinem Menschen mehr.“

Sie rang nach Atem.

„Ganz schnell laufe ich. Im Rauschen der Bäume haben Sie mich gar nicht gehört. Mit einmal schaue ich achtlos zur Seite und sehe, wie Sie auf der Bank sitzen — den Kopf hintenüber gelehnt, die Augen geschlossen — und heben den Revolver gegen die Schläfe und — und —“

Alles andere ertrank in lautlosem Aufschluchzen.

Henner von Traß konnte den fassungslosen Augen von drüben plötzlich nicht mehr begegnen. Sein zorniges Aufbegehren zerfiel.

Überhaupt — was noch bis vor zwei Sekunden Tragödie und Todeswille gewesen, das hatten Erziehung, Selbstzucht und seit dem Kadettenkorps eingehämmerte Korrektheit jetzt fortgesetzt.

Später natürlich, wenn man erst wieder allein sein würde —

Doch für den Augenblick — eine Dame, die vor einem stand, während man hier wie ein infamer Schlappjocher —

Jaches Rot der Scham schlug ihm ins Gesicht. Er murmelte: „Verzeihung, aber ich —“

„Kommen Sie!“

„Kommen? Wohin denn kommen?“

„Zu mir.“

Seine Augen wurden groß.

„Ich soll zu Ihnen — Verzeihung, gnädige Frau, aber ich soll —“

„Dort drüben wohne ich. Am Kronprinzenufer. Gleich hinter den Zelten. Nur ein paar Minuten von hier.“

„Und da soll ich jetzt tief in der Nacht —“

Noch immer taumelte ihre Stimme haltlos. Noch immer jagte Schauer um Schauer durch ihre Glieder.

„Sprechen muß ich mit Ihnen. Begreifen Sie denn nicht, daß ich jetzt mit Ihnen sprechen muß? Deshalb werden Sie mich in meine Wohnung begleiten.“

Noch einmal brauste er auf:

„Mit welchem Recht, gnädige Frau, drängen Sie sich in meine persönlichen Angelegenheiten? Ich bin kein unmündiger, dummer Junge mehr! Ich allein habe —“

Sie flehte ganz still und fast demütig:

„Bitte, kommen Sie doch endlich! Ich bin müde und abgespannt und friere so. Diese feuchten Herbstnächte sind Gift für mich. Man darf doch eine Dame nicht ohne Not solchen Situationen aussetzen.“

Doch als er darauf schwieg, sprang verzweifelte Energie in ihren Augen auf.

„Wenn Sie sich weigern, mir zu folgen, dann weiche ich nicht von Ihrer Seite, sondern bleibe so lange bei Ihnen, bis es Tag wird und Menschen kommen und ich einen Sipo finde, der Sie —“

Da gab er seinen Widerstand auf.

Die Frau in ihrer rücksichtslos entschlossenen Hysterie wäre fähig gewesen, die unmöglichsten Komplifikationen zu schaffen und ihm jede Freiheit späteren Handelns zu nehmen, wenn er ihr jetzt nicht zu Willen war.

Er neigte den Kopf.

„Also, da Sie es durchaus wünschen, gnädige Frau.“

Sie hatte sich schon in Bewegung gesetzt. Sie ging rasch, als fürchte sie, daß seine Nachgiebigkeit ihn wieder reuen könne. Er blieb an ihrer linken Seite.

Nun sprachen sie kein Wort mehr. Verließen stumm den Park, kreuzten die Straße an den Zelten, durchquerten eine kleine Nebengasse und verhielten endlich vor einem alten, vornehmen Hause.

(Fortsetzung folgt.)

Der Sündenbock.

Humoreske von Wolfgang Kemter.

„Alleestraße 37, seines Haus und, was die Hauptsache ist, vom Keller bis zum Dachboden derzeit unbewohnt. Es ist zu liebenswürdig von den reichen Leuten, daß sie im Herbst und Winter nach dem Süden gehen und auf diese Weise unsere noch einige Erwerbsmöglichkeiten bieten“, brummte der Schlosser-Karl vor sich hin und überfletterte gewandt, wie eine Rabe, das eiserne Gartengitter und über die Gartenwege der vollkommen dunkel wie ausgestorben daliegenden Villa, und die Fertigkeit seiner Hände und die Güte seiner Instrumente verschafften ihm bald Eintritt in das unbewohnte Haus. Immerhin ließ der schlaue Burche keine Vorsicht außer acht und schlich lautlos die breite Treppe hinauf, von Zeit zu Zeit mit seiner Blendlaterne leuchtend.

Längst schon hatte er diese prima Gelegenheit ausbaldowert und er wußte, daß Alleestraße 37 einem reichen, kinderlosen Ehepaar gehörte, das aber nur im Frühling und im Sommer hier wohnte. Für Herbst und Winter überließ es stets mit Sad und Pad, Dienerschaft und Pferden in eine Villa an der italienischen Riviera und dann war das Haus ganz leer. Er wußte ferner, daß im Arbeitszimmer des Hausherrn ein mächtiger Tresor stand und ohne Zwei pflegten solche Möbel nicht den Platz zu versperren. Bieseleicht war kein Bargeld darinnen, zweifellos aber etwas, was Wert hatte, denn zum Wäschschrank würde die Gnädige die Panzerkassette doch nicht verwenden.

Er hatte sich im Sommer in ehrbarer Weise einem Stubenmädchen von Alleestraße 37 genähert und von ihm so manches Wissenswertes erfahren. Vor allem, daß während der Anwesenheit der Herrschaft nichts zu machen sei, denn im Garten wachten des Nachts zwei riesige Doggen, die einen nicht gerade freundlich willkommen heißen würden.

Aber jetzt war die Lust rein; also aus Wert. Der Schlosser-Karl spielte gern ein wenig ausgleichendes Schicksal. Er hatte nämlich immer zu wenig und es gab so viele Leute, die zu viel hatten, also war es nur gerecht, wenn diese von ihrem Überflusse jenen gaben, die Mangel hatten. Mit diesen nicht seltenen Betrachtungen war er in das Arbeitszimmer, besser in das Kuponschneidezimmer gekommen und, da die Fenster und die Rollläden geschlossen waren, konnte er sich schon etwas freier bewegen.

Auf dem Schreibtisch, auf Schränken und Gestellen, auch im Zimmer nebenan standen einige niedliche Siebenjachen. Offenbar waren diese Dinge den Herrschaften zu wenig wertvoll gewesen, um sie einzusperrern. Der Schlosser-Karl aber konnte sie gut gebrauchen. Er hatte immer Leute bei der Hand, die so etwas kauften. Dann aber wendete er sich dem Geldschrank zu, betrachtete ihn mit kritischen und sachmännlichen Blicken und überlegte, mit welcher Methode und von welcher Seite er dem Ungetüm zu Leibe rücken sollte.

Plötzlich aber zuckte er leise zusammen und lauschte mit

angehaltenem Atem. Sein an das leiseste Geräusch gewöhntes Ohr hatte ein solches im Nebenzimmer links vernommen.

Richtig, leise Schritte näherten sich der Tür. Im Hause wohnte niemand, wer konnte es sein? Vielleicht ein Kollege, einer von der gleichen Zunft. Betrachten wir uns zunächst den späten Gast und bleiben wir einstweilen verborgen, dachte sich der Schlosser-Karl und hatte sich in der nächsten Sekunde hinter einem japanischen Ofenschirm geduckt. Seine Blendlaterne erlosch und schon wurde vorsichtig die Tür geöffnet und der schmale Schein einer zweiten Diebslaterne huschte durch den Raum.

Der neue Besucher, ein rothaariger Bursche mit häßlichem, dummstirnigem Gesicht, begann, ohne lange zu schauen und zu überlegen, zunächst die schönen, zierlichen Silberfachen, die herumstanden, gleichmütig, als ob er das alle Tage mache, in einen großen Sack, den er mitgebracht hatte, zu packen. Auch im Zimmer nebenan hörte ihn der Schlosser-Karl auf diese Art aufräumen, dann kehrte er wieder ins Arbeitszimmer zurück, packte seine Instrumente aus und begann sogleich, den Tresor anzubohren. Jetzt erst erkannte ihn der Schlosser-Karl und beinahe hätte er einen wilden Fluch ausgestoßen.

Das war der Brummer-Pepi, der Halunke und gemeine Kerl, den sie alle hatten wie das höllische Feuer, weil sie ihn im begründeten Verdacht hatten, daß er, um dann und wann aus einer Schlinge, in der er sich gefangen hatte, zu kommen, der Polizei wertvolle Winke gab. Ein Schuft und Verräter war der Brummer-Pepi, und dieser Lump sollte ihm, dem schneidigsten und berühmtesten Rassenbohrer, diese prima Gelegenheit vor der Nase wegschnappen. Den Schlosser ergriff eine maßvolle Wut. Er zitterte förmlich und wollte sich schon auf seinen Nebenbuhler stürzen, da — kam ihm eine goldene Idee. Plötzlich, wie eine Rakete stieg sie leuchtend auf. Höhnisch grinsend, drückte er sich regungslos in sein Versteck, das ganz im Dunkel lag und beobachtete jede Bewegung und jeden Handgriff des in seine Arbeit vertieften. Der Brummer-Pepi bohrte und sagte, daß ihm der Schweiß in hellen Tropfen auf der Stirne stand. Von Zeit zu Zeit hielt er in der Arbeit ein, verschnaufte sich ein wenig und betrachtete den Fortschritt seines Wertes. Auch der Schlosser-Karl sah mit Kennermiene der Arbeit seines Kollegen zu und ein verächtliches Lächeln lag um seine schmalen Lippen, denn der Bursche schaffte äußerst laienhaft, aber seine Instrumente waren tip-top. Mit ihnen konnte ein neugeborenes Kind die Kasse erbrechen.

Ritsch-Ratsch. Der Brummer-Pepi hatte das eine Schloß herausgesägt. Eine halbe Stunde später das zweite und die Panzerkassette war bezwungen. Die Tür öffnete sich und vor den gierigen Augen des Bezwingers und des heimlichen Lauschers hinter dem Ofenschirm lag der Inhalt. Bücher und Schriften in der obersten Abteilung, je eine eiserne Kassette in der zweiten und dritten, und der unterste, größte Raum war mit schwerem, wappengeschmücktem Silbergeschirr und Etuis gefüllt.

„Donnerwetter!“ hätte der Schlosser beinahe gerufen, dann brummte er: „Der Moör hat seine Pflicht getan, er kann gehen.“

„Diebe! Zu Hilfe! Räuber!“ gellte plötzlich eine Stimme durchs Haus, die dem Tone nach aus dem Stiegenhaus zu kommen schien.

„Diebe! Zu Hilfe! Hierher, Herr Wachtmeister!“

Wie vom Blitz getroffen war der Brummer-Pepi vom Tresor zurückgefahren und stand nun, horchend mit schlotternden Gliedern; auf einmal aber ermannte er sich, war mit einem Satz beim Fenster, riß es auf, zog den Rolladen in die Höhe und schwang sich hinaus.

Der Schlosser sprang ebenfalls zum Fenster und horchte. Er hörte, wie der andere eiligst an der Dachrinne herabkletterte und dann durch den Garten flüchtete. Eine Minute später war alles wieder still.

Der Schlosser zog geräuschlos den Rolladen wieder herab, ließ sein Licht ausleuchten und trat zu der erbrochenen Kasse.

„Warte, du Gauner“, frohlockte er, „du bist fein in die Falle gegangen. Du die Arbeit, ich das Vergnügen.“

Mit diesen Worten begann er, den glänzenden Inhalt des Schrankes nebst den beiden schweren Kassetten in den von Brummer-Pepi zurückgelassenen Sack zu packen.

„Ja, bequemer kann man es nicht haben“, grinste er, „ich leane meinen Alten, daß er mich einst das Bauchreden lernte. Eine gute Schulung schadet den Menschen nie und heute tat mir diese Kunst einen großen Dienst.“

Auch seine Werkzeuge hatte der Brummer-Pepi bei der überstürzten Flucht vergessen und mit Staunen und höhnischem Grinsen sah der Schlosser-Karl, daß die Holzriffe mit B. P. gezeichnet waren.

„Der eitle Trottl“, lachte er, „ist auf der Polizei so fein bekannt und zeichnet sein Werkzeug. Auch recht.“

Er ließ die Sachen vor dem geleerten Schranke liegen. Dann öffnete er den Rolladen wieder, stieß beide Fensterflügel weit auf und verschwand, den schweren Sack über die Schulter nehmend, geräuschlos auf dem Wege, auf dem er gekommen war.

Im ersten Morgengrauen entdeckte ein Polizist das geöffnete Fenster in der, wie ihm bekannt, unbewohnten Villa. Er klingelte und als sich niemand im Hause regte, wendete er sich an den Hausmeister der Nachbarsvilla. Dieser bestätigte, daß die Herrschaft von Nr. 37 längst fort und das Haus gänzlich unbewohnt sei. Auch wäre der Laden den Abend zuvor noch fest verschlossen gewesen. Nun erstattete der Polizist die Anzeige und bald nachher drangen Polizeibeamte in das von einem Schlosser geöffnete Haus. Dort fanden sie natürlich gleich die erbrochene und bestohlene Kasse und die Einbruchswerkzeuge. Der Kommissar piffte leise durch die Zähne, als er die Zeichen B. P. sah, zeigte sie einem Agenten und fragte: „Was meinen Sie?“

Der antwortete kurz und bestimmt: „Brummer-Pepi.“

Alsbad begann die Suche nach dem Burschen, aber er hatte sich bereits holländisch empfohlen, denn das Zurücklassen seiner Werkzeuge war Grund genug, den Aufenthalt zu wechseln.

Aber nun rächten sich seine Verräterei; er wurde auch verraten. Die Polizei erhielt nämlich bald darauf ein anonymes Schreiben, worin als dormaliger Aufenthalt des gesuchten Brummer-Pepi eine verschwiegene Kneipe in der Nachbarstadt angegeben wurde. Tatsächlich konnten Detektive den Brummer-Pepi an diesem Orte noch in der gleichen Nacht verhaften.

Der Besitzer der Villa, der vom Einbruch benachrichtigt wurde und persönlich erschien, bezifferte seinen erlittenen Verlust auf zwanzigtausend Mark. Beim Verhöre fragte der Kommissar nun den Brummer-Pepi, wohin er die Diebesbeute gebracht hätte.

Der Bursche sah den Beamten verwundert an und rief dann: „Diebesbeute, hat sich was, keinen roten Pfennig hab' ich erwischt, sogar meine guten Werkzeuge mußte ich liegen lassen.“

Der Kommissar verbat sich solche Scherze und forderte den Einbrecher nochmals auf, die volle Wahrheit zu sagen, wohin er das gestohlene Gut gebracht habe, es fehlen Silberfachen aus den Zimmern und die Kasse sei völlig ausgeraubt.

Da riß der Brummer-Pepi Mund und Augen auf und starrte den Beamten ohne Verständnis an.

„Ausgeraubt“, stammelte er, „dann hat's ein anderer getan. Ich habe die Kasse angebohrt, aber gerade wie sie offen war, rief jemand im Hause Diebe! Räuber! Zu Hilfe! Da bin ich auf und davon und habe keinen roten Pfennig mit.“

Der Kommissar jedoch lachte den Brummer-Pepi aus, der aber hartnäckig bei diesen Angaben blieb. Auch die Geschworenen glaubten ihm nicht. Die gestohlenen Sachen wurden zwar nicht mehr beigebracht, aber trotzdem mußte der Brummer-Pepi für den Einbruch und für den Diebstahl Sühne leisten und der vor ohnmächtiger Wut Schäumende wanderte nun für mehrere Jahre ins Zuchthaus.

Als das Urteil gefällt war, da feierte der Schlosser-Karl mit seinen Genossen von dem Erlös der leicht erbeuteten Sachen ein festliches Gelage.

„Hurra, der Brummer-Pepi, der Sündenbock, er sitzt im finsternen Loch, und wir trinken Sekt. Hurra!“

○○○ Scherz und Spott ○○○

Das goldene Alter. „Welches sind nach Ihrer Meinung die interessantesten Jahre im Leben einer Frau?“ — „Nun, so die ersten drei bis vier Jahre, in denen sie 21 ist“, erwidert er.

Der Bohn. Der Schotte gibt nicht gern, und unzählige Geschichten erzählen von seinem Geiz. Die neueste lautet: „Wollen Sie sich nicht ein bißchen revanchieren für meine Darbietung?“ fragt der Straßenfänger einen Schotten, in dessen Hof er seine Pieder ertönen ließ. — „Aber gerne“, erwidert dieser. „Was soll ich Ihnen vorbringen?“

Abgewiesen. Es klopfte schüchtern an der Tür. „Bitte, meine liebe Dame“, sagt der Bettler, „ich habe mein rechtes Bein verloren.“ — „Hier ist es nicht“, schreit die Hausfrau und wirft die Tür zu.

Nach getaner Arbeit. . . Der Redakteur des beliebten Magazins kommt nach Hause. Seine Frau empfängt ihn nicht in sehr rofiger Stimmung und sagt zu ihm vorwurfsvoll: „Sang, wie lange hast du zu mir nicht mehr von Liebe gesprochen?“ — „Ach, mein Kind“, erwidert er leidend, „vom Geschäft spreche ich nicht gern zu Hause.“

Neue Bücher

* „Deutsch-Österreichische Literaturgeschichte“. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Dichtung in Österreich-Ungarn. Unter Mitwirkung hervorragender Fachgenossen nach dem Tode von Johann Willibald Nagl und Jakob Zeidler herausgegeben von Eduard Castile. Dritter (Schluß-) Band: 1848–1918. Neuaufholismus und erste Verfassungsveruche 1848–1866. 3. Abteilung. (Wien, Verlagsbuchhandlung Carl Fromme.) Die mit Spannung erwartete dritte Abteilung des ausschlußreichen Werkes bietet in ihrer ersten Hälfte hauptsächlich Theater- und Zeitungsgeschichte der Reaktionsperiode. Franz Sadamowsky schildert auf Grund der Spielfläche und zuverlässigen archiva- lischen Materials die durch die Umschichtung der Bevöl- kerung und die Veränderung des Geschmacks sich vollziehende Umstellung der Vorstadt Bühnen vom altüberlieferten Wiener Volksstück auf die Pariser Operette. Die Wandlung der Sitten bei dem Übergang von Alt- zu Neu-Wien spiegelt sich auch in den Wiener Sittenschilderungen wider, die G. A. Kessel in einer gedrängten, aber inhaltreichen Skizze be- handelt. Außerordentliches Interesse beansprucht das von dem Herausgeber und G. A. Kessel beigezeichnete Kapitel „Zeitungsweisen“, das die Lehr- und Leidensjahre der poli- tischen und die Entfaltung der humoristisch-satirischen Presse mit einer Fülle von Tatsachen und Porträts beleuchtet. Die zweite Hälfte der Abteilung eröffnet den Einblick in das ungeahnt reiche und vielfältige geistige Leben der öster- reichischen Kronländer, wobei auch immer auf Presse- und Theaterverhältnisse eingegangen wird. Zahlreiche Bildnisse, Schriftproben und andere Illustrationen verlebendigen den in kulturgeschichtlicher Hinsicht so bedeutsamen Zeitraum.

* „Briefwechsel zwischen Justinus Kerner und Ottilie Wildermuth 1853–1862“. Heraus- gegeben von Adelheid Wildermuth. (Verlag Eugen Salzer, Heilbronn.) Kerner ist durch die Zeitströmung wieder in den Vordergrund gerückt worden, und Ottilie Wildermuth ist uns Allen eine selbige Erinnerung an unsere Jugendzeit. Die Erzählung dieser aufrechten, mit sonnigem Humor und schlichter Frömmigkeit erfüllten Frau sind unverwundlich. Diese Briefe sind die vertrauliche Zwiesprache zweier im Grunde doch verschiedener Naturen. Kerner etwas rationa- listisch angehaucht; Ottilie Wildermuth, durch den schwä- bischen Pietismus hindurchgegangen, den festen Glaubens- grund unter den Füßen, weist den gebrochenen, tränklichen alten Herrn immer wieder auf den Weg, auf dem ihm Hilfe in seiner Leibes- und Seelennot kommen kann und kommen wird.

* Jack London: „Die eiserne Ferkel“. (Uni- versitas, Deutsche Verlags-A.-G., Berlin W. 50.) Zum ersten- mal liegt jetzt eines der berühmtesten Bücher Jack Londons in authentischer, unverfälschter Form vor. Es ist die gran- diose, schauerliche Vision einer Revolution mit all ihren Schrecken, die Erhebung der unterjochten Arbeiter gegen die Herrschaft der Plutokratie, die „Eiserne Ferkel“, die das Proletariat erbarmungslos zu Boden tritt und zermalmt. Doch Jack London ist dabei kein einseitiger Agitator, er wendet sich gegen Gewalt und Blutvergießen, von welcher Seite sie auch kommen mögen, er geißelt die Brutalität der Kapitalisten ebenso, wie sinnlose Gewaltakte der Revolution. Seine Phantasie trägt ihn 7 Jahrhunderte voraus in eine Zeit des Friedens und der Menschenliebe, und von hieraus blickt er mit Grauen auf die vertierte Menschheit unserer Tage zurück. Dieses Buch ist heute aktueller als je, und sein Wert wird durch ein besonders schönes Vorwort von Anatole France noch erhöht.

* Marga Passon: „Michael, der Abenteurer“. (Verlag Ullstein, Berlin.) Michael Borodin ist, im wirk- lichen Leben, der geniale Organisator der chinesischen Revo- lution, der Asien in Bewegung und Aufruhr brachte. Nicht zufällig trägt der Held dieses Romans den gleichen Namen. „Borodin, der Abenteurer“ ist vom gleichen Format, ein Mann, dem Europa zu klein ist, der zur vollen Entfaltung seiner Kraft die ungeheuren Rassen Asiens braucht. Was er erlebt, ist ein Heldenschicksal, das mit reicher Phantasie gestaltet wurde.

* H. Dupuy-Mazuel: „Der Schachspieler“. Aus dem Französischen übertragen von Karl Singer. — Romane der Welt. Herausgeber: Thomas Mann und H. G. Scheffauer. — (Th. Knauer Nachf., Verlag, Berlin W. 50.) Baron Kempelen, Hofmann, Gelehrter und Freund der „großen Katharina“, berühmt als eleganter Globetrotter

und Erfinder seltsamer menschenähnlicher Automaten, erlitt, einer Laune der Kaiserin folgend, den „Schachautomaten“. Diese erstaunliche mechanische Konstruktion verblüfft selbst Katharina und löst den tragischen Knoten einer bezaubernd galanten Liebesgeschichte. — Die geheimnisvolle Gestalt des Barons Kempelen und seine Abenteuer, der glänzende Hof Katharinas und das zarte Herzenserlebnis eines jungen pol- nischen Edelmannes beschwören ein anmutiges Bild dieser interessanten Epoche herauf.

* Jane Grey: „Der Texasreiter“. Aus dem Amerikanischen übertragen von Otto Ebstein. (Th. Knauer Nachf., Verlag, Berlin W. 50.) In knappen, kräftigen Strichen umreißt Jane Grey Menschen und Landschaft. Die ersten Pioniere, die Texas erschließen, legen den Grundstein zur Entwicklung eines bedeutenden Landes. Unter Mühen und Gefahren setzen sich Fortschritt und Zivilisation durch, und so erleben wir den Aufstieg dieses Landes von der Vandalenzeit zur bürgerlichen Ordnung.

* Ernst F. Löhdorff: „Bestie Ich in Mexiko“. (Verlag Dietz & Co., Stuttgart.) Ein junger Deutscher, den sein unruhiges Blut in die Fremde treibt, der an der mexi- kanischen Küste durch den Weltkrieg von der Heimat abge- sperrt wird, erzählt hier seine Erlebnisse. In Mexiko wütet seit Jahren die Revolution. Der junge Löhdorff geht in diesem unruhigen, fremden Volk der Mexikaner unter, wird einer der Ihren. Als Deutscher ist er willkommen. Auf und ab treibt ihn die Woge des Schicksals. Plantagenarbeiter, Majordomo, Ladendiener, Holzschläger, Küstenschiffer, das alles ist der 16jährige, bis er vom Schiffbruch krank ins Hafen- städtchen zurückwandte, keine Hilfe findet und sich den india- nischen Revolutionären, den Vaquis, in die Arme wirft. Mit seinen braunen Freunden durchzieht er das phantastische Katteenland, kämpft an ihrer Seite, erlebt Furchtbares, fühlt sich ganz als Indianer. Der junge Deutsche, jetzt Revolu- tionsmajor, bleibt seinen Freunden auch im Unglück treu. Er zieht sich schließlich in ein Bergparadies mit einigen Banditen zurück, wird verfolgt und erscheint am Ende wieder als namenloser Unbekannter an der Küste. Mit einer kleinen gekaperten Yacht strebt er zum ruhigeren Süden, da packt ein amerikanischer Hilfskreuzer zu und nimmt ihn als ange- blichen Piraten gefangen.

* Georg Wegener: „Erinnerungen eines Weltreisenden“. Mit 21 Abbildungen und einer Karte. (Brothaus, Leipzig.) Der vielgereiste bekann- te Geograph bescherte uns vor etwa zwei Jahren ein prächtiges Buch, den „Zaubermantel“, in dem er Prachtstücke aus dem reichen Schatz seiner Erinnerungen bot. Die besten Schil- derungen dieses mustergültigen Werkes werden nun im Rahmen der „Reisen und Abenteuer“ unter dem Titel „Er- innerungen eines Weltreisenden“ zu billigem Preis geboten. Wegener führt uns von den Gestaden Indiens zu den Inseln der Südsee, von den Hochflüssen Amerikas zu den Wellen des Irawaddi, vom Stillen Ozean auf den Gipfel des Adamspiks, des höchsten Berges von Ceylon. Grandiose Naturbilder wechseln mit charakteristischen Volkszenen. Gern läßt man sich von einem erfahrenen Führer wie Wegener leiten, der es vermag, ferne Länder nicht nur in großen Zügen vor uns erstehen zu lassen, der auch durch kleine Charakterbilder das Wesen von Land und Leuten zu zeichnen versteht.

* „Neues Wohnen — neues Bauen.“ Von Adolf Behne. (Hesse & Beder, Verlag, Leipzig.) Der Ver- fasser behandelt in diesem Buche das ungeheure wichtige Wohnungsproblem vom kulturell-künstlerischen Standpunkt aus, und zwar in allgemeinverständlicher anregender Weise. Der neue Mensch braucht andere Wohnstätten als der Mensch der Vergangenheit. Raum, gute Lüftung und Licht sind wichtiger als Säulen und Ornamente an der Außen- wand. Solche Sätze werden manchem als selbstverständliche Forderungen erscheinen. Und doch finden sie, wie Behne überzeugend nachweist, noch starken Widerpruch, namentlich beim Mieter. Dieser kann sich vom Hergebrachten nur schwer losmachen. Die zahlreichen Bilder sind ein wichtiger Bestandteil der Ausführungen. Sie zeigen, wie Bauten und Zimmer sein sollen, und wie sie nicht sein sollen.

* Hans Wahl: „Das Wittumspalais der Herzogin Anna Amalia“. Mit 141 Abbildungen. (Verlag J. J. Weber, Leipzig.) Das Buch gibt Abbil- dungen der historischen Innenräume des Palais und darin enthaltener Kunstschätze, von zahlreichen Gemälden, von Büsten und kunstgewerblichen Gegenständen aus dem Besitze der Herzogin Anna Amalia. Die Einleitung stellt die Ge- schichte des Gebäudes und des Lebens in seinen Räumen dar. Ein Dokument für Weimars klassische Zeit.